Die Medizin hat mehr als ein Geschlecht

Autor(en): **Umurungi, Marilyn**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **115 (2021)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-965953

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Anstoss!

Die Medizin hat mehr als ein Geschlecht

Marilyn Umurungi

Bis vor kurzem galt in der Humanmedizin die Überzeugung, dass Erkrankungen bei Männern und Frauen gleich, also geschlechtsneutral ablaufen. Oder anders gesagt, dass beispielsweise die Immunsysteme von Männern und Frauen gleich auf Medikamente reagieren. Allerdings werden Arzneimittel vor allem an Männern getestet. Diese Praxis führt zur Verschreibung von Medikamenten, die nicht nur den Bedürfnissen von Frauen nicht entsprechen, sondern für bestimmte Frauen schlicht ungeeignet oder sogar gefährlich sind. Seit ein paar Monaten aber taucht der Begriff «geschlechtsspezifische Medizin» oder «Gendermedizin» vor allem im Zusammenhang mit der COVID-19-Pandemie und -Impfung mal hier und mal da auf.

Aber was ist geschlechtsspezifische Medizin? Wieder ein neues Unwort, an das wir uns gewöhnen müssen? Ich hoffe es doch!

Geschlechtsspezifische Medizin bezieht in der Erforschung und Behandlung von Krankheiten das biologische Geschlecht *sex* und das soziale Geschlecht *gender* mit ein. Sie beachtet auch, dass eine Binarität der biologischen oder sozialen Geschlechter, wie wir sie bis heute internalisiert haben, die Realität geschlechtlicher Vielfalt nur dürftig erfasst. Dürftig deshalb, weil das biologische Geschlecht in der Humanmedizin bis anhin vor allem an mess- und sichtbaren Faktoren wie Hormonen, Geschlechtsdrüsen (Gonaden), Chromosomen, inneren und äusseren Geschlechtsorganen festgemacht wurde. Dabei stehen in der Regel die sichtbaren, äusseren Geschlechtsorgane im Vordergrund: Ist ein Penis am Babykörper, dann ist das Kind ein Junge. Dabei kann das biologische Geschlecht anhand *all* der oben genannten messbaren Faktoren bestimmt werden. Biologisches Geschlecht ist also nicht immer so eindeutig, wie es die Humanmedizin bisher suggeriert hat. Denn auf all den soeben erwähnten Ebenen können in der Embryonalentwicklung Abzweigungen passieren. Nicht selten kommt es vor, dass das genetische, das hormonelle und das sichtbare Geschlecht nicht übereinstimmen. Es gibt Menschen, die beispielsweise genetisch weiblich sind, aber Hoden ausbilden.

Zudem gibt es eine weitere Kategorie, mit der Geschlecht festgemacht wird und die grossen Einfluss auf den Körper und die Gesundheit hat: das soziale Geschlecht. Dieses wird durch die Bewertung von Handlungsweisen, Aussehen und Körpersprache, die als «männlich» oder «weiblich» gelten, bestimmt. Doch erstens sind diese Merkmale nicht fix, sondern müssen vielmehr immer wieder erlernt werden. Und zweitens sind sie bei weitem nicht universell.

In der geschlechtsspezifischen Medizin geht es also darum, einerseits die Komplexität geschlechtlicher Vielfalt aufzugreifen, und andererseits, Datenlücken zu schliessen. Interessante Befunde ergeben zum Beispiel neuere Herz-Kreislauf-Studien. Während seit den 1980er Jahren die Überlebenschancen von Männern nach einem Herzinfarkt gestiegen sind, blieben sie bei den Frauen unverändert. Das liegt einerseits daran, dass die gängige Symptombeschreibung bei einem Herzinfarkt nur auf Männer zutrifft. Zum anderen wurden Herz-Kreislauf-Medikamente jahrzehntelang nicht an (genügend) Frauen getestet. Das Resultat sind unzureichende Daten zu Dosis-Wirkung-Beziehungen und Nebenwirkungen bei Frauen.[1]

Geschlechtsspezifische Medizin steckt noch in den Kinderschuhen. Ihr wird viel Skepsis entgegengebracht. Vermehrt klären aber sensibilisierte Fachärzt*innen darüber auf, dass das biologische und das soziale Geschlecht Auswirkungen auf Präsentation, Verlauf, Therapie und Diagnostik von Krankheiten haben.[2] Gemäss der Medizinjournalistin Daniela Remus beschränkt sich die Forschung zur Rolle von hormonellen und genetischen Unterschieden zwischen den Geschlechtern auf die vergangenen fünf Jahre. Bisher wurden die

Divergenzen bei Verläufen von Krankheiten bei Männern und Frauen mit chromosomalen Unterschieden oder verschiedenen Hormonprofilen erklärt. Auch soziale Verhaltensmuster sowie Einflüsse aus Umwelt und Umfeld wurden als geschlechtsspezifisch dargestellt.[3]

Die Fachrichtung der geschlechtsspezifischen Medizin zeigt, dass es sich für eine angemessene Gesundheitsversorgung aller Geschlechter lohnt, genauer hinzuschauen. Trotzdem tut sich die Schweiz – im Gegensatz zu Deutschland, wo das Thema schon seit ein paar Jahren offen diskutiert wird – etwas schwer damit. Letztes Jahr nahm zwar der Nationalrat ein Postulat zur Benachteiligung der Frauen in der Gesundheitsversorgung an, aber Bundesrat Alain Berset liess deutlich verlauten, dass der Schweiz unter anderem eine Übersicht über die Evidenz der Problematik fehle. Ausserdem wies er darauf hin, «dass nur ein kleiner Teil der möglichen Massnahmen in der Kompetenz des Bundes liege»[4]. Auch in der Lehre verläuft die Annäherung sehr zögerlich; erst seit diesem Jahr setzte sich die Medizinische Fakultät der Universität Zürich für die Nachwuchsförderung in der Implementierung der geschlechtsspezifischen Medizin in Forschung, Klinik und Lehre ein.[5]

Forschende in den Naturwissenschaften müssen intersektionaler denken lernen. Das nicht zu tun, kommt der Annahme gleich, Medizin sei frei von Sexismus – so wie auch oft angenommen wird, sie sei frei von Rassismen. Analysen und Konzepte, die Frauen und Männer generalisieren und den als männlich verstandenen Körper als Norm setzen, sind keiner Forschung dienlich und sollten unzulässig sein. Denn wie wir mittlerweile erkennen können, führen diese nur zu systematischen methodischen Verzerrungen und Auslassungen *aller* Geschlechter. ●

○ Marilyn Umurungi, *1985, BA Fine Arts, studiert am Zentrum für Afrikanische Studien (Basel) und ist Mitglied des Netzwerks für Schwarze Frauen Bla*Sh. In ihrer Freizeit schreibt sie Gedichte und Geschichten.

1 Thomas Meissner: *Der kleine Unterschied ist grösser als gedacht*. In: ÄrzteZeitung.de, 22. Juni 2018.

2 Veronika Wagner: *Frauen sind anders krank als Männer*. In: Universitätsmedizin der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, 29. April 2021.

3 Danial Remus: *Frauen brauchen andere Medizin als Männer*. In: tagesschau.de, 27. März 2019.

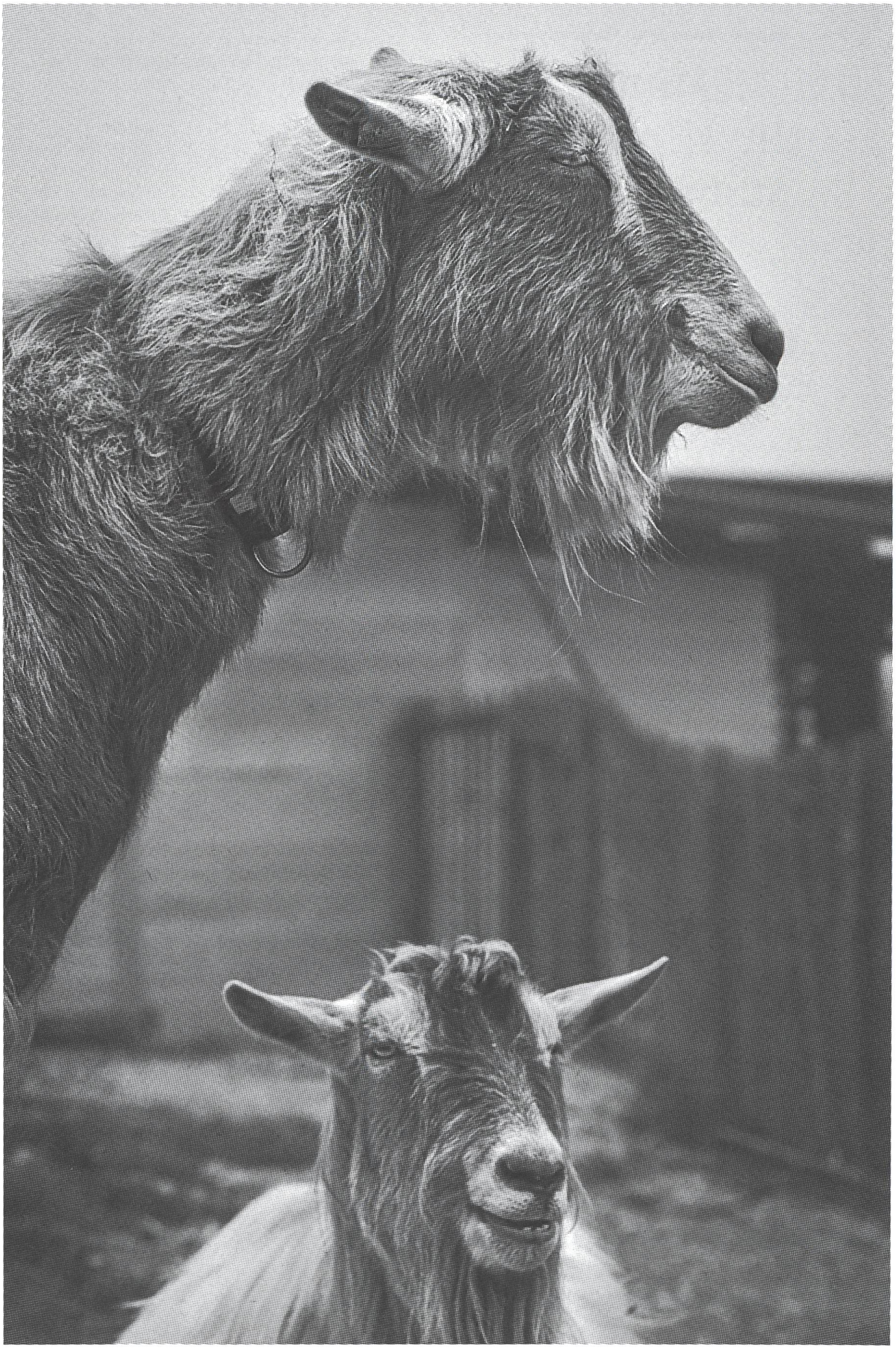
4 Nicole Steck: *Geschlechtsspezifische Medizin wird zum Thema in der Politik*. In: gender-medicine.ch, 18. Juni 2020.

5 Universität Zürich, Medizinische Fakultät: *Gendermedizin*. med.uzh.ch/de/Nachwuchsfoerderung/Gendermedizin.html.

Zu den Bildern

Antonio und Zeus (S. 5), Hailey (S. 10), Lotte und Mimi (S. 18/19) sind die Protagonist*innen dieser Bildstrecke. Sie alle leben auf dem Lebenshof Hof Narr unweit von Zürich. Der Hof Narr hat es sich zur Aufgabe gemacht, Tierschutz praktisch umzusetzen: Tiere, die als Nutztiere gezüchtet wurden, dürfen hier statt als «Mastschwein» oder «Legehenne» als Individuum leben. Durch Hofführungen und vielfältige Öffentlichkeitsarbeit macht der Hof auf ethische Missstände rund um das Thema «Tierschutz» aufmerksam und zeigt Alternativen auf. Der Hof baut auch biologisches Gemüse und Obst an und berät andere Höfe bei der Umstellung auf eine Landwirtschaft ohne Tiernutzung.

Die Bilder stammen von unterschiedlichen Fotograf*innen von Superpeng.

superpeng.org

© SUPERPENG